

Nr. 10. Bromberg, den 14. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als sich des Vaters Tod jährte, bemühte sich der Oheim in eigener Person die Treppen hinauf, um sie zu begrüßen. Es war ja hübsch von ihm, an den Tag zu denken; aber Therese fand bald heraus, daß er schon lange auf das Ende des Trauerjahres lauerte.

Er hatte etwas auf dem Herzen, der Oheim; sein Sohn wollte sich nämlich verheiraten, und er bat sie in Milde und väterlichem Wohlwollen, sich nach einer anderen Wohnung umzusehen, damit sein Sohn hier oben einziehen könne. Taktlos genug nannte er sie „zwei Einsame", und Therese merkte, daß er annahm, sie würden allezeit einsam bleiben und nicht soviel Platz brauchen. Da sollten sie sich also still in eine billige Einsamkeit zurückziehen, wenig Geld verbrauchen und den Oheim allein über den Reichtum verfügen lassen. Nein, jetzt wollte und würde sie heiraten, und wenn sie selbst auf die Freite gehen müßte.

In allen trüben Stunden des letzten Jahres hatte es einen winzigen Schimmer gegeben, und diesen Schimmer hatte Therese so gehegt, daß er zu einem starken Leuchten geworden war. Er ging von ein paar kleinen Andenken aus, die sie seit Jahren aufbewahrte. Andenken an einen, der ihr einmal eine Nadel geschenkt hatte. Sie besaß viele andere Broschen und Schmucksachen, Geschenke vom Vater oder Erbstücke der Mutter; doch diese Nadel war unvergleichlich in der Form und außerdem von schwerem Gold. Niemals war sie dahintergekommen, weshalb er sie ihr geschenkt hatte. Zum Dank für gastliche Aufnahme bei ihnen, hatte er gesagt; so viele Gäste sie im Lauf der Jahre auch im Hause gehabt hatten, von keinem hatte sie eine Nadel oder irgend etwas erhalten. Mußte sie da nicht glauben, er verbände eine Absicht damit?

In Stunden verständiger Überlegung machte sie sich klar, daß er diese Nadel verschenkt hatte, weil es so in seiner Art lag. Sie wußte nämlich etwas von ihm. Dag, das war ein hübscher, altertümlicher Name, und sie erwähnte diesen Namen einmal vor einem Pfarrer, der bei ihnen zu Gast und für sein großes Wissen bekannt war. Der sagte, Dag sei ein Häuptlingsname aus alter Zeit, der heute nicht mehr gebraucht würde. Sie kenne aber jemanden, der so heiße, erzählte sie, und habe ihn einmal gefragt, woher er den sonderbaren Namen habe. Er habe darauf geantwortet, der sei von altersher in seiner Familie gebräuchlich. Der Pfarrer fand dies merkwürdig, gab dann aber zu, daß ja von den großen alten Geschlechtern noch einige leben mußten, wenn sie auch aus der Geschichte verschwunden waren.

Niemals hatte sie Dag etwas von den Worten des Pfarrers gesagt, aber die wenigen Male, da sie ihn sah, dachte sie daran und war überzeugt, er müsse etwas Besonderes sein.

Doch ein solcher Mann würde wohl andere Pläne haben, als eine ältliche Jungfer aus der Stadt zu nehmen. Ihr Geld konnte ihm sicherlich auch nichts bedeuten, denn er stammte selber aus wohlhabendem Hause, sowie sie ihren Vater verstanden hatte.

Ja, meistens dachte sie nüchtern und verständig, die Jungfer Therese, und hätte so leicht nicht solche Träume von einem Manne wie Dag sich einnisten lassen; nur die Nadel und die anderen Andenken konnte ihr niemand nehmen, und so wanderten ihre Gedanken unwillkürlich noch nach langen Jahren häufig zu ihm. Er war anders als alle, er war wirklich ein Mann.

Sie überlegte hin und her, während die Zeit verstrich. Dann kam der Oheim mit seinem Geschwätz, und das wurde ihr zuviel. Seit dem Tage war im Haus mit ihr nicht mehr gut sein, und als der Oheim bald darauf, im Sommer, in derselben Angelegenheit wieder erschien, setzte sie sich unverzüglich hin und schrieb an Dag. Vom Küchenfenster aus hatte sie schon vorher unter den Pferden einen Goldfuchs bemerkt und wußte, daß eine Fuhre von Björndal da war und damit Gelegenheit, Post zu befördern.

Der Brief hatte ihr viel Kopfzerbrechen gemacht. Nach den ersten Zeilen machte sie sich klar, daß es verrückt war, an einen solchen Mann so einfach zu schreiben. Aber — sie hatte ja von dem Unglück mit seinem Vater gehört, und zwar, daß es an dem Tag geschehen war, als ihr Vater starb; und darüber mußte man doch schreiben können. Die Hemmungen, die ihr während des Schreibens noch kamen, schob sie entschlossen beiseite.

Seitdem bereute sie den Brief Tag und Nacht, so daß sie kaum ein Auge schloß und kein Essen hinunter bekam. Das schlimmste war, daß sie sich nicht mehr besinnen konnte, was sie geschrieben und wieviel von ihren Gedanken sie preisgegeben hatte, denn während des Schreibens hatte sie soviel nachgedacht. Gleichwohl verging weder Tag noch Stunde vom frühen Morgen bis an den Abend, ohne daß sie sich in der Küche zu tun machte und in den Hof hinunterspähte. In dem bunten Treiben von Menschen und Gäulen, die kamen und gingen, war der nicht, den sie suchte — und jedesmal wurde sie traurig und froh zugleich. Ja, auch froh, denn das Schlimmste wäre, wenn er wirklich käme; darum hatte sie gebeten, das wußte sie noch genau — und was sollte sie dann sagen und tun?

Die Mägde in der Küche verwunderten sich sehr über dieses ständige Rennen und fanden die Jungfer rein verrückt.

Jungfer Therese und ihre Schwester Dorthea saßen nach dem Mittagessen im Erker. Dorthea mit ihrer ewigen Näherei, Therese aber — das Arbeitstier — tat nichts, guckte nur ein wenig auf die andere Straßenseite ins Nachbarhaus hinüber. Die Sommersonne lag golden über allem.

Jungfer Therese erhob sich. Sollten ihre Tage so vergehen, sollte sie dem Leben unter der Sonne nur zusehen — von einem stillen Fensterl aus? Nein — sie wäre nicht Therese, wenn sie das Leben so an sich vorbeiziehen ließe.

Sie reckte sich und preßte die Hände über der Brust zusammen.

Sie bereute den Brief trotz alledem nicht.

Wenn er kam — dann würde sie es ihm gerade heraus sagen. Gleichgültig, was Sitte und Brauch war. Niemals war sie damit so genau gewesen, und jetzt stand so viel auf dem Spiel. Kam er nicht — ja, dann mußte sie anderweitig Rat schaffen — jedenfalls hatte sie Frieden in dieser Sache — wenn es ihr auch jetzt unmöglich schien, da alle Gedanken um ihn kreisten.

Schwester Dorthea hob ihre schönen, sanften Augen zu ihr auf — und nähte weiter. Sie hatte genug gesehen und in diesem Jahre vieles an ihrer Schwester beobachtet. Sie wußte so genau, daß Therese jetzt denselben Kampf kämpfte, wie sie einst in ihrer Weise, den Kampf zwischen dem Leben und dem — lebendigen — Tode.

Im Gang erklangen Schritte. Zuerst schnelle Füße eines Mädchens und dahinter schwere Männertritte.

Jungfer Therese warf den Kopf zurück und lauschte, und auch Dorthea blickte auf — blickte zur Schwester und zur Tür — aufmerksam und erstaunt.

Das Mädchen öffnete, ließ einen Mann ein, und die Tür schloß sich wieder hinter ihm.

Dag trat gleichsam prüfend, aber entschlossen auf Therese zu und gab ihr die Hand. Dortheas große Augen staunten ratlos, und Theresa stand da wie zur Säule erstarrt. Der warme Schimmer, der sich über ihr Antlitz ergoß, und der strahlendfrohe Schein in ihren Augen machte das grobgeschnittene Gesicht beinahe hübsch. Man sagte guten Tag, Gottes Frieden und Willkommen. Therese rückte ihm einen Stuhl hin, und dann folgten die üblichen Einleitungsworte; wie unendlich lange es seit dem letzten Male her sei — und wie es gehe — und er habe einen so schweren Verlust erlitten, und auch sie hier im Hause — und so weiter. Sie redete weitschweifig mit vielen Worten, wie man es gern tut, wenn bitterer Ernst verdeckt werden soll.

Französischer Wein und Kuchen kam, und es wurde eine unwirklich gute Stunde mit Gesprächen über alles und nichts. Nach einer Weile erhob sich Jungfer Dorthea und ging still hinaus.

Dag war es ein Traum, hier zu sitzen und Jungfer Thereses munteren Worten zuzuhören, nach all dem Todesdunkel in diesem langen Jahr; er fand sich in einem so merkwürdigen Erlebnis nicht zurecht. Plötzlich wachte er auf. Eine Hand hatte sich auf seinen Arm gelegt, und mit einem Male war es so still bei Therese geworden. Er sah sie groß an. Sie hatte sich im Eifer weit vorgebeugt — eine Hand auf seinen Arm gleich über dem kräftigen Handgelenk, wo das Hemd weiß hervorschimmerte, gelegt. Auge in Auge saßen sie einander gegenüber, in Thereses Blick stand Todesernst. Ihre Brust atmete schwer. Ihre Lippen bewegten sich leicht, doch es kam kein Wort. Ihre Augen wurden feucht und blank und senkten sich, dann aber hob sie den Blick wieder.

Sie hatte sich zwar sehr verändert seit ihrer Jugend, sie war groß und kräftig geworden und ihr Gesicht etwas streng. Doch in diesem Augenblick kam etwas so unendlich Warmes, Gutes in all das Herbe ihrer Züge, daß sie ihm niemals so schön erschienen war.

Bei ihrem Geplauder hatte sie aus ihm herausbekommen, daß es bei ihm zu Hause, nach dem Verlust der Seinen, öde und leer sei; und die Worte, die sie endlich hervorbrachte, waren: „Ihr solltet heiraten, Dag Björndal."

Er saß da, als lausche er auf etwas in weiter, weiter Ferne. Dann wandte er ihr das Gesicht offen zu mit einem Blick, so zwingend, daß sie ihn wie eine Lähmung durch den ganzen Körper verspürte.

„Dann müßte ich erst eine wissen, die mich haben wollte", sagte er nur.

Ihre Hand zitterte auf seinem Arm. „Ich weiß eine", erwiderte sie ruhig.

Dags Augen schlossen sich halb, wie bei blendender Sonne, sein Rücken straffte sich, er schien sich mit aller Kraft gegen eine erdrückende Last zu stemmen. Seine Augen öffneten sich fragend, ratlos, als gelte es Leben oder Tod. — „Ihr meint?"

„Mich selbst — — — — wenn ihr wollt!" antwortete sie schnell und leise, wie hingehaucht. Beide erhoben sich zur gleichen Sekunde — — — zum ersten Male im Leben fühlte sich Therese Holder klein — an Dags breiter Brust.

Draußen wurde es allmählich Abend und in der Stube schummrig.

„Darf ich es Dorthea sagen?" fragte sie.

„Ist das so nötig?" erwiderte er schüchtern. „Ja, ja", fügte er schnell hinzu. Er wußte gar nicht, was er sagte.

Therese ging, um Licht zu holen, und Dorthea kam, gleich einer Fee, zu Dag hereingeschwebt. Glücklich wie ein kleiner Junge nahm er ihre Worte, ihren Händedruck entgegen. Ihre Stimme bebte so seltsam weich. Das Fenster ließ noch Licht genug herein, um Dag erkennen zu lassen, daß sie von dem Ereignis stark bewegt war. Ihr Antlitz zeigte eine so feine Röte, und die ganze behende Gestalt war so jungmädchenscheu und rein, als sie ihn anlächelte und die lieben Worte sprach, daß er die größte Lust verspürte, auch sie an sich zu drücken.

Jungfer Dortheas Augen konnte man nicht wieder vergessen. In ihnen lag ihre größte Schönheit. Sie schlossen sich, ehe sie lächelte — und dann, bei offenen Lidern, schien alle Güte in ihnen gesammelt. Immer, wenn sie lächelte, hatten ihre Augen Tränenspuren.

Für Dag hatte diesen Abend das Dasein neu begonnen. Alles, was zurücklag, zog wie treibender Nebel weiter und weiter fort.

Jetzt erst kam das Leben.

Ein Mensch hatte sich ihm hingegeben — in einer unendlichen Güte, deren er sich nicht wert fühlte, und ein zweiter hatte zart und zutraulich wie ein Kind die Wange an die seine gelegt. Liebkosungen und zärtliche Worte gab es selten dort, wo er lebte. Das waren fremde Blumen in seinem Land. Nur harte, entschlossene Menschen der Tat kannte er, alle die Seinen waren so gewesen — und so war auch er.

Sonst sah er nur Neid und kleinlichen Sinn, draußen im offenen Lande. Die Menschen, denen er hier begegnete, erschienen ihm wie aus einer anderen Welt.

Dag gab vor, an diesem Abend in der Stadt noch etwas vorzuhaben; er wollte in sein Nachtquartier, um allein sein zu können. Dorthea war ganz bestürzt, daß er heute noch an anderes denken konnte. Sie hatte den Tisch decken lassen, und er mußte zum Essen dableiben. Ja, ja, dachte er, sie wird wissen, was sich gehört — und blieb.

Er saß und plauderte mit Dorthea, während Therese in Küche und Keller zu tun hatte. Doch machte Therese auch manchmal einen Abstecher zu ihnen hinein, als müsse sie sich immer von neuem vergewissern, daß Dag wirklich hier im Zimmer saß. In der Eßstube war festlich aufgedeckt, und das wollte im Hause Holder nicht wenig besagen. Mit viel schwerem Silber, mit allerlei kostbarem Tischzeug, köstlichen Südweinen und einem Essen, so vornehm man es nur auftragen kann.

So hatte Dag noch niemals zu Tisch gesessen, nicht einmal in diesem Hause. Bisher hatte er hier nur Alltagsessen bekommen und er begann zu ahnen, daß es in seiner neuen Welt Schwierigkeiten geben könne.

Wie stellte es sich Therese, die ein so städtisch-feines Leben gewöhnt war, auf Björndal vor? Wußte sie, daß es ein düsterer Waldhof war — mit schwarzen Wandbalken und niedrigem Dach?

„Ihr seid so ernst", sagte Therese plötzlich und legte ihm die Hand auf den Arm.

Dag betrachtete sie lange. Ja, man dürfe wohl aufrichtig mit ihr reden. Und er erzählte, wie anders es daheim auf Björndal sei, ganz anders, als sie es gewohnt sei, und er beschönigte nichts. Ein himmelweiter Unterschied — er wollte noch mehr sagen, aber Jungfer Therese unterbrach ihn. Es lag ein so sorgloses Lächeln auf ihren Zügen und eine solche Wärme im Blick, daß Jungfer Dorthea ganz betreten war. Therese antwortete, sie sei erwachsen und wisse, was sie tue. Nicht mit seinem Hof habe sie sich verlobt; den müsse sie nehmen, wie er sei und damit zufrieden sein.

(Fortsetzung folgt.)

Jagd mit Liselotte.

Skizze von **Werner Jorg Lüddecke.**

Naumann war an der Reihe mit dem Erzählen, Willi Naumann, Kaufmann in der Textilbranche. Wirklich, wir waren gespannt auf seine Geschichte, zumal er von Anfang an damit einverstanden gewesen war, daß jeder etwas aus seinem Alltag erzählen sollte.

„Ihr alle kennt doch Liselotte?"

Natürlich kannten wir sie. Liselotte war sein Auto. Ein Kleinwagen älteren Modells, der für sein Alter noch verteufelt viel hergab. Wir nickten eifrig: „Ja, ja, natürlich."

„Nun also — die Heldin der Geschichte, die ich jetzt erzählen möchte, ist Liselotte, und die Sache selbst ereignete sich im vorigen Herbst in Süddeutschland.

Mein treuer Begleiter saß am Steuer. Schmidtmann ist ein ausgezeichneter Fahrer, der mich an Ruhe und Sicherheit bei weitem übertrifft. Wir bummelten so im 40-Kilometer-Tempo durch die Gegend. Hin und wieder begegneten wir einem Fuhrwerk, einmal auch einer Herde Schafe, und wir drosselten unsere Geschwindigkeit auf fünfzehn oder gar zehn Stundenkilometer. Dann kam die Dämmerung über die Berge und mit ihr eine Stimmung, aus der ich mich ungern stören lasse. Deshalb auch war ich recht unangenehm berührt, als hinter uns das Brummen eines Wagens näher kam. Ich wandte mich um. Ein großer Tourenwagen mit fünf oder sechs Insassen näherte sich rasch. Der Fahrer hupte mehrere Male ungeduldig. Schmidtmann lenkte die Liselotte so weit nach rechts, wie es auf dem schmalen Wege möglich war. Die anderen schoben sich an uns heran, und wir lagen dann einige Augenblicke auf gleicher Höhe. Ich konnte die Insassen gut erkennen. Dann waren sie vorbei.

Nun haben weder Schmidtmann noch ich den gefährlichen Ehrgeiz, schneller zu sein als andere Wagen. Dennoch drehten wir nach wenigen Sekunden auf und fuhren dann vierzig Minuten lang das tollste Verfolgungsrennen, das ich je erlebt habe.

Denn — als der Wagen etwa zwanzig Meter vor uns war, bemerkten wir beide zu gleicher Zeit, daß sein rechtes Hinterrad locker war und bereits stark schleuderte. Schmidtmann schaltete sofort den nächsten Gang ein, während ich laut und anhaltend hupte. Im Nu waren wir aufgerückt, lagen fünf Meter, vier Meter, drei Meter hinter dem fremden Wagen. Die Insassen wandten sich um. Wir konnten sehen, wie sich ihre Gesichter an der Rückscheibe der Limousine zusammendrängten. Ich winkte. Jetzt waren wir auf gleicher Höhe. Ich winkte — und brüllte jetzt auch. „Hallo! He! Ihr Rad ist los!" Aber meine Stimme ging vollkommen verloren. Der fremde Fahrer sah flüchtig zu uns herüber. Er lachte jetzt ganz offen und voller Spott. Dann schaltete er, gab Gas — und ließ uns einfach stehen. Zwanzig, dreißig, fünfzig, hundert Meter.

Schmidtmann sah mich an und zuckte die Achseln. Dann deutete er mit dem Kopf nach vorn: „Oben in den Kehren! Hier ist nichts zu machen!"

Wir achteten nun darauf, daß der Abstand von dem gefährdeten Wagen nicht allzu groß wurde. Wieder hatte ich Gelegenheit, die Sicherheit meines Begleiters zu bewundern. Er hatte den Blick geradeaus gerichtet und fuhr ein phantastisches Rennen. Nicht einmal versuchte er, näher an den Wagen als auf hundert Meter heranzukommen. Denn es war sicher, daß unser Vordermann unsere Absicht mißverstehen — und wieder Gas geben würde. Und selbstverständlich stieg mit der Erhöhung der Geschwindigkeit auch die Größe der Gefahr, wenn das Rad sich plötzlich lösen würde. Wir sprachen kein Wort die ganze Zeit.

Endlich waren wir in den Bergen. Hier konnte die Liselotte zeigen, was in ihr steckt, denn sie ist wendig und klettert wie eine Gemse. Und wieder erwies sich Schmidtmann als glänzender Taktiker. Er hielt auf der ersten Steigung sauber seine hundert Meter Abstand — und plötzlich, als unser Vordermann hinter einer Biegung verschwand, schalte er, gab Gas, und mit einem Schuß war unsere Liselotte vorn. Fünfzig Meter, vierzig, dreißig — wenn doch erst wieder eine Kurve käme! Da — nun hatten wir die Bescherung. Der Fahrer vor uns hatte wieder Gas gegeben, und wir „standen" wie eine Wanne. Mein Begleiter pustete heftig die Luft aus den Backen. Ich selbst war vollkommen in Schweiß gebadet. Fünfzig Meter — sechzig Meter — achtzig — hundert und das Rad schleuderte, daß man meinte, es müßte jeden Augenblick in hohem Bogen abspringen.

Dann wieder eine Kurve. Der große Wagen stoppte stark das Tempo ab und bog unbeholfen ein. Wieder tat die Liselotte einen mächtigen Schuß nach vorn. Jetzt aufgedreht! Ich starrte auf den Geschwindigkeitsmesser. 70 — 75 — 80 — 85 — 90 — 92 — 90 — mehr gab die Liselotte nicht her. Der Vordermann war wieder verschwunden. Eine neue Kurve! Langsam nahm Schmidtmann das Gas weg, die Bremsen kreischten, wir lagen in der Kurve wie ein Rennwagen. Jetzt raus — da! Wir hatten ihn.

„Gas!" brülle ich. „Mehr — noch mehr!"

Wir sind heran auf zehn Meter. Acht Meter — drei Meter — ich stehe auf und brülle und winke. Den Daumen habe ich auf dem elektrischen Signalknopf. Jetzt haben uns die Leute gehört. Sie gucken herüber, und einer tippt bezeichnend an die Stirn. Er ruft dem Fahrer etwas zu, und der dreht wieder auf. Sechs — acht — zehn Meter.

Barmherziger Himmel, das Rad! Es muß ja jede Sekunde abspringen! Da — wieder eine Kurve. Schmidtmann sieht starr nach vorn. „Höre", sagt er. „Wir sind zwei, und das sind sechs. Und zwar Kinder. Soll ich was riskieren? Es kann schief gehen." — „Los, Mensch, riskier schon!"

Schmidtmann duckt sich über das Steuer, tritt fast den Gashebel durch, und die Liselotte schießt nach vorn. Zwanzig Meter, fünfzehn, zehn, acht. Unser Zeiger pendelt zwischen 97 und 100. Jetzt die Kurve. Der große Wagen stoppt und geht nach innen. Schmidtmann nimmt alles Gas heraus, wir gehen heran und schneiden dem schweren Tourenwagen die Kurve von innen einfach ab. Ich höre, wie unsere Schutzbleche aneinander knirschen, die Bremsen schreien . . . Dann stehen wir, und hinter uns hält die große Limousine. Im Nu sind die Leute heraus und stürzen wütend auf uns los. Aber in diesem Augenblick geschieht das, was wir während des ganzen tollen Rennens befürchteten: Das rechte Hinterrad löst sich ab, rollt zur Seite und bleibt im Graben liegen . . .

Wir haben einen Berg von Einladungen bekommen, so für eine Seereise mit einer Privatjacht nach Norwegen. Aber man kann ja leider nicht so, wie man möchte. Nur ein neues Schutzblech für die Liselotte habe ich angenommen."

Der neue Badeofen.

Heitere Skizze von **Josef Wernthaler.**

Sie hatten gleich nach ihrer Verheiratung die Wohnung bezogen. Das Bad darin mit dem Gasbadeofen hatte es ihnen angetan. Einen solchen zu besitzen, war ihr Wunsch gewesen: in wenigen Minuten heißes Wasser bis an den Rand der Wanne! Jetzt aber, da sie nur den Hevel hätten aufzudrehen brauchen, schien die junge Frau nicht recht zufrieden. Sie hatte Angst vor dem zischenden fauchenden Ding an der gekachelten Wand; sie sah die schöne Wohnung in die Luft fliegen. Er versuchte, die Ängstliche durch sachliche Erörterungen zu beruhigen und führte ihr immer wieder die Handhabung des Apparates vor, Griff um Griff: erst den, dann den, und nach dem Baden hier abdrehen, zuerst das Gas, sonst ging der Wasserhahn überhaupt nicht zu. Sie begriff, aber es half nichts; ihr Unbehagen vor dem gefährlich flammenden Ding wollte nicht schwinden. Sie waren mit dem Aufstellen der Möbel fertig geworden und schritten nun einige Male durch die kleine eingerichtete Wohnung. Wie von einem Turm herab schauten sie von der Loggia aus über den Garten, den sie „Wald" nannten im Überschwang jungehelichen Glücks. Nach ihrem Rundgang aber befiel die junge Frau ein nicht zu verleugnendes Mißbehagen, als der Mann zuletzt strahlend die Badestubentür öffnete, sogleich auch den Gasofen bewundernd betastete und nicht umhin konnte, die winzige Anzünddüse aufzudrehen, das brennende Streichholz hinzuhalten, so daß die blaue Flamme züngelte und bereit war, das zischende Meer von Stichflammen in Brand zu versetzen.

Die ängstliche junge Frau hielt ihn hart am Arm und sagte: „Mach keine Dummheiten!" In ihrer elterlichen Wohnung war das Bad mit Holz geheizt worden. Hätten sie nur wieder einen solchen altvertrauten Ofen im Bad gehabt!

„Aber denk, ein heißes Bad in drei Minuten!“ entgegnete er.

Ein heißes Bad in drei Minuten, das mußte ausgekostet werden! Nach all dem Möbelhinundherrücken würde solch ein Bad besonders erfrischend wirken. Sie zitterte über sein kühnes Unterfangen. „Tu mir den Gefallen“, bat sie, „und geh heut' ins Hallenbad! Ich hab so eine Ahnung, er explodiert!“

Der Mann wurde zornig. „Wir können doch nicht das Bad die ganze Zeit unbenutzt lassen.“

Er nahm entschlossen und ungeachtet ihres fast weinenden Bittens das Badetuch, den Bademantel und verriegelte die Tür hinter sich, da sie beschwörend nachdrängte.

Vorsichtig entzündete er das Anzündflämmchen, vorsichtig drehte er am Wasserhahn und dann am Gashebel, langsam, Ruck um Ruck. Die zahllosen Flammen schlugen zischend hoch in steiler Haltung. Begeistert schaute er zu und rief der draußen Harrenden siegesbewußt durch die Tür: „Siehst du! Warum soll das schief gehen?“

Nicht länger wollte sie in nächster Nähe stehen, dicht an der Tür, und in die Luft fliegen. Als sich das Unvermeidliche ereignete, als er in die Wanne stieg, entfernte sie sich. Sie hatte ihn gewarnt.

Er hörte es kaum, weil er im Wasser plantschte vor Vergnügen. Bald danach stand sie wieder an der Tür und erklärte beleidigt: „Ich lege mich schlafen!“

Er brummte nur, rotgesichtig und ganz in Dampf gehüllt.

„Versprech mir“, bat sie, „daß du das Gas abdrehst, daß du auch die kleine Flamme nicht vergißt, versprich es mir!“

„Ja, ja“, versicherte er, „ich versprech' es dir, ich schwöre es“, und erhob, in Dampfwolken gehüllt, die Hand wie zum Schwur.

Als er aus dem Bade ins Schlafzimmer kam, schlief sie. Er flüsterte ihr schmunzelnd ins Ohr:

„Ich hab' das Gas abgedreht, auch die kleine Flamme natürlich!“

Sie erwachte nicht, öffnete auch nicht ihre Augen, sagte aber laut und vernehmbar: „Ist recht! Ist gut!“

Sichtbar zufrieden sagte sie es, obwohl sie doch schlief. Und um die Wahrheit zu sagen, das reizte ihn, ihr nochmals in Ohr zu sagen:

„Ich hab' das Gas abgedreht, auch die kleine Flamme, du kannst beruhigt sein!“

Und wieder gab sie ihm zur Antwort, schlafend: „Ist recht!“

Tags darauf war sie, wie immer am Morgen, lustig und singfröhlich, und beim Frühstück war keine Rede vom gestrigen Baden. Plötzlich aber — es ein Schatten dabei über ihr Gesicht — rief sie, die Tasse vorm Mund: „Hast du auch das Gas abgedreht, die kleine Flamme?“

Er lachte: „Jajaja, ich hab' es abgedreht, auch die kleine Flamme natürlich. Und wie du siehst: Wir sind nicht in die Luft geflogen!“

Der Frieden war also wieder hergestellt, und sie versprachen sich, nicht mehr zu streiten, schon gar nicht wegen des Gasbadeofens. Noch einmal setzte er ihr auseinander, daß nichts geschehe, wenn man es vorsichtig mache. Und immer nur ordentlich abdrehen, auch die kleine Flamme natürlich . . .

Und nun wollte auch sie baden. Sie gingen Arm in Arm ins Bad.

„Siehst du, alles in Ordnung! In drei Minuten ein heißes Bad! So ein Gasbadeofen! Unbezahlbar!“ . . .

Da riß sie ihn derb am Arm und deutete wie eine göttliche Mahnerin und entsetzten Auges auf den Badeofen: Dort, wahrhaftig, dort brannte aller Versicherung zum Trotz noch die kleine Anzündeflamme!

Beide mußten sie lachen, er ein wenig schuldbewußt; er hatte vergessen, sie abzudrehen. Aber nichts war geschehen. Und still stand die schmale Zunge, das blaue Flämmchen im Düster unter dem Ofenmantel. Blau und ruhig, ein lächelndes, spöttisch lächelndes Zünglein . . .



Bunte Chronik



Kakaoschalen als Viehfutter.

In Amerika ist man eben dabei, die praktische Schlußfolgerung aus gewissen Experimenten zu ziehen, die unter Umständen wirtschaftlich von erheblichem Interesse sein werden. In den Versuchslaboratorien eines großen Werkes stellte man fest, daß die Schalen der Kakaobohnen beträchtliche Mengen des Vitamin D enthalten. Um dem Mangel und der Preissteigerung des Viehfutters zu begegnen, hat man den Kühen diese Kakaoschalen unter ihr übliches Futter gemischt. Die Kühe reagierten auf diese Futterbeigabe in der liebenswürdigsten und nützlichsten Form, indem sie mitten im Winter überreichlich Milch gaben, eine Milch obendrein, aus der eine Butter hergestellt wurde, die reich an Vitamin D war, wie sonst nur die Frühlingsbutter. In Amerika geht man infolgedessen jetzt dazu über, den Kühen planmäßig Kakaoschalen ins Futter zu mischen.

Königliches Ballett im Haag.

Unter den Veranstaltungen, die im Rahmen der Feiern für die Hochzeit der Prinzessin Juliane im Haag stattfanden, war die erlesenste eine exotische Tanzvorführung, die allein von vier javanischen Prinzessinnen bestritten wurde. Man kann mit Recht sagen, daß die Prinzessinnen wohl das exklusivste Corps de Ballett der ganzen Welt darstellen. Leiterin und erste Tänzerin ist die Tochter des Sultans Pangeram Mangkoenagro. Der Serimiti-Tanz, den sie im Palast im Haag vorführten, wird überhaupt nur vor Fürstlichkeiten getanzt. Die Musik zu der Vorführung übertrug man von einem Eingeborenenorchester in Java durch den Rundfunk. Die Zuschauer dieser seltsamen Vorführung waren durch den Tanz, der ein langsames Schreiten im orientalischen Stil darstellt, und durch die alten javanischen Kostüme in Gold und Silber außerordentlich stark beeindruckt.

Petroleumdampfer verölt Möwen.

An der Küste von Jütland sind in den letzten Sturmtagen nahezu 10 000 Möwen gestrandet, die nicht mehr imstande waren zu fliegen. Man stellte fest, daß diese Möwen lange Zeit im Kielwasser eines Petroleumdampfer geschwommen waren und daß durch die Ölschicht, die auf dem Wasser ausgebreitet war, ihre Flügel so durchtränkt worden waren, daß die Vögel nicht mehr flugfähig waren. Es blieb nichts anderes übrig, als die elendiglich gestrandeten Möwen totzuschlagen, um sie nicht langsam verhungern zu lassen.



Lustige Ecke



Das Söhnchen.



„Nein, nicht so, Alfred, der Doktor will nur deine Zunge sehen!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.